BIBLIOTHECA PONTIFICII INSTITUTI BIBLICI

PASTOR BONUS

ZEITSCHRIFT FÜR KIRCHLICHE WISSENSCHAFT UND PRAXIS

HERAUSGEGEBEN VON DEN PROFESSOREN DES BISCHÖFL. PRIESTERSEMINARS IN TRIER IN VERBINDUNG MIT DEN PROFESSOREN DER PRIESTERSEMINARE VON MAINZ U. LIMBURG

46. JAHRGANG 8. HEFT NOVEMBER 1935

VERLAG DER PAULINUS-DRUCKEREI TRIER

INHALT

Abhandlungen:

Beda Venerabilis und das Germanische Christentum / P. Dr. Stephan Hilpisch, Maria Laach 225

Der Weg der Germanen zum Christentum / Kaplan Ries, Trier 237

Mitteilungen:

Christliche Wissenschaft im Dienst von Volk u. Staat / H. Ruster, Bonn (Zur 49. Generalversammlung der Görres-Gesellschaft . . . 249

Eingesandte Schriften 256

Ludw. Perrot, Goldschmied **Trier**
Hauptmarkt 7, I. Etage — Ecke Grabenstrasse

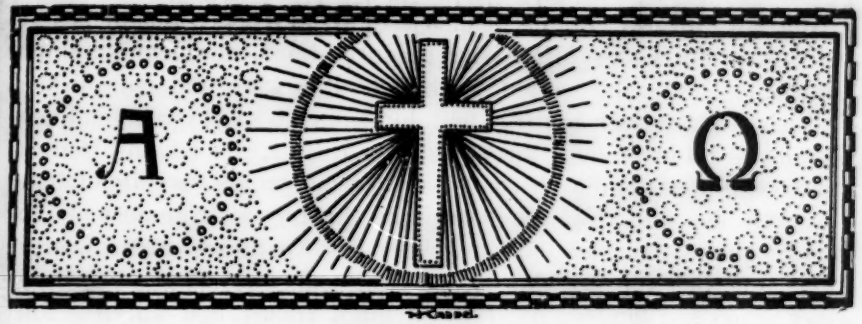
Werkstätte für kirchl. Gefäße und Geräte

Anerkannt erstklassige Arbeit — Mässige Preise

Alle Reparaturen und Aufarbeitungen reell, sorgfältig und prompt

50 Jahre 1885-1935
Meßweine
Deutsche und Spanische Spezialität:
Afrikaner Meßweine der weißen Väter
C. & H. Müller
vereidigte Meßwein-Lieferanten
Flape (Westf.) b/Kirchhundem 8
Verlangen Sie unsere Preisliste

Berücksichtigen
Sie bitte stets bei Ihren Einkäufen die Inserenten des „Pastor bonus"



Beda Venerabilis und das germanische Christentum.[1)]

Von P. Dr. Stephan Hilpisch (Maria Laach).

Beda der Ehrwürdige, dessen Gedächtnis im Andenken an seinen Tod vor nunmehr 1200 Jahren die Kirche in diesem Jahre feierlich beging und dem wir Deutsche durch die Gemeinschaft des Glaubens, aber auch die Gemeinsamkeit des Blutes und der Rasse in besonderer Weise verbunden sind, ist der erste germanische Gelehrte. Mit ihm beginnt jene Zeit, die den Norden, die Heimat der schwertgewohnten Männer, zum Land der Dichter und Denker werden ließ. Er ist ein Kirchenlehrer, der durch seine Schrifterklärung im Geiste der Überlieferung zum Vermittler der Väterlehre für die neue Christenheit wurde. Er war ein Mönch St. Benedikts, der uns in der Geschlossenheit und Ausgeglichenheit seiner Persönlichkeit und in den Schilderungen über seine Äbte und sein Kloster das eindrucksvollste Bild frühbenediktinischen Mönchtums vermittelt hat. Er ist aber auch durch seine Persönlichkeit und seine Werke der erste und gewichtigste Zeuge des germanischen Christentums, jenes Christentums, das heute in eine entscheidende Krisis eingetreten ist, da jene Verbindung von Germanentum und Christentum, die sich in ihm und seinem Volke in so einzigartiger Weise vollzog, sich nach dem Begehren gewisser Strömungen lösen soll, und jene Begegnung von damals und die gemeinsame Wanderung durch nunmehr 1200 Jahre von manchen als ein Verhängnis und ein Irrtum verkündet wird gerade in dem Volke, das heute als Sprecher der germanischen Rasse und Seele vor die Welt tritt.

---

[1] Der Aufsatz wurde als Vortrag gehalten bei der Feier des Beda-Jubiläums am 11. Juli 1935 in der Abtei Maria Laach.

Das christliche Germanentum, wie es sich bei Beda dokumentiert und wie es durch das Mittelalter hindurch blieb, nachdem er, seine Mitarbeiter und seine ersten Nachfolger ihm klar und entschieden die Richtung gewiesen hatten, steht durchaus positiv zur geistigen Welt der Antike, auch ihrer profanen Kultur. Es ist uns freilich nichts geläufiger als die These, daß die Germanen als verständnislose Barbaren die alte, römisch-griechische Kultur zertrümmerten. In Wirklichkeit hatten sich die Umwohner des westlichen Mittelmeeres längst innerlich von der klassischen Antike abgewandt und begriffen selber schon seit langem nicht mehr ihren Inhalt und waren schon seit langem nicht mehr fähig, ihn auszunutzen und zu leben, geschweige denn zu mehren und im Geiste der antiken Kultur Neues zu gestalten. Von Tertullian über Augustus bis auf Gregor den Großen verläuft eine Entwicklung, die man als die Überwindung des antiken Intellektualismus durch das christliche Römertum bezeichnen kann, in der immer lauter und leidenschaftlicher die Verfehmung des alten heidnischen Schrifttums ausgesprochen wurde, das seit der konstantinischen Epoche mit dem Stigma des Paganisms gebrandmarkt wurde, eher wert des Verbrennens als würdig, in christlichen Schulen gelehrt oder von christlichen Händen durch Abschreiben vervielfältigt und erhalten zu werden. Die Bildungswelt der Antike war in Formalismus erstarrt. Das junge Christentum nahm zwar die ewigen Werte der Antike in sich auf, trat aber im sieghaften Bewußtsein seiner „heiligen Neuheit" in einen immer schärferen Gegensatz zur „alternden Welt" der heidnischen Kultur, vor allem zu allen Äußerungen des alten Götterglaubens in Literatur und in der Kunst. So hoch man die Sacra disciplina, die Beschäftigung mit der Heiligen Schrift und den Vätern, schätzte, so einmütig lehnte man im Westen die Hingabe an das Studium der profanen heidnischen Schriftsteller ab. Es war dies durchaus kein Simplismus[2], die Verherrlichung der Unkultur oder gar des Analphabetentums, sondern in einem neuen christlichen Selbstbewußtsein und religiösen Hochgefühl glaubte man, jener Literatur und ihres Inhaltes entbehren zu können. Vor dem gewaltigen Erlebnis der Übernatur, vor den Offenbarungen des Glaubens, die nicht lebensferne Theorien waren, sondern geschaute und erlebte Wirklichkeit, trat alles andere, das Saeculum,

[2] Mit dieser Kennzeichnung glaubte Fedor Schneider diese Haltung unter völliger Verkennung der geistigen und religiösen Voraussetzungen abtun zu können in seinem Buche: „Rom und Romgedanke im Mittelalter" (München 1926, S. 93 und 97 ff.).

zurück und ward verachtet wie eine welke Blume. Die Schriften der Heiden waren angefüllt mit Irrtümern, und wenn sie etwas Wahres enthielten wie die des Plato, so hatte er dieses, wie man erklärte, bei Moses entlehnt. Also brauchte man deren Literatur nicht zu lesen. Man konnte dies um so leichter, da man den geistigen Besitz der Alten sich so zu eigen gemacht hatte, daß man der äußeren Hilfsmittel leicht entbehren konnte. Klemens Alexandrinus und Origenes, die den Versuch gemacht hatten, heidnische Weisheit in die christliche Philosophie und Theologie einzuführen, wurden abgelehnt. Die Schriften des einen fielen der Vergessenheit anheim, und den anderen bewahrte weder sein Gelehrtenruf noch sein Bekennermut davor, daß man seine Schriften den Büchern der Ketzer beigesellte.

Ganz eindeutig ablehnend gegenüber der heidnischen Profankultur der Alten ist die Haltung Gregors des Großen. Mit rhetorischer Übertreibung rühmt er von sich: „Ich verachte es, mich an die Kunstsprache zu halten, die an den Schulen einer äußerlichen Gelehrsamkeit beigebracht wird. Ich gehe Myotacismen (der Häufung gleicher Buchstaben) nicht aus dem Weg, ich vermeide nicht die Barbarismen, ich verschmähe es, auf hiatus, modi und casus der Präpositionen zu achten, weil ich es für höchst unwürdig halte, die Worte der himmlischen Prophetie unter die Regeln des Donatus zu beugen[3]." Charakteristisch ist sein Verweis an den Bischof Desiderius von Vienne, der in einem kleinen Kreise heidnische Schriftsteller gelesen und interpretiert hatte: „Es ist zu uns gedrungen, was wir nicht ohne Schamröte erwähnen können, daß du nämlich einigen die Grammatik erklärst. Dies haben wir mit solchem Widerwillen vernommen und verabscheuen es so sehr, daß sich unsere Worte in Trauer und Seufzen gewandelt haben, weil im gleichen Munde das Lob Jupiters und das Lob Christi keinen Platz haben. Es ist abscheulich, wenn so etwas von einem Bischof erzählt wird, was sich nicht einmal für einen frommen Laien geziemt. Deshalb muß eine strenge und wahre Sühne erfolgen. Sollten sich aber die Berichte als falsch erweisen und es sich ergeben, daß du dich nicht mit Albernheiten und weltlichen Studien abgibst, so werden wir Gott danken, der nicht zugelassen hat, daß dein Herz durch ein Lob auf Schändliches befleckt ward[4]." Gregor hat die Alten so gründlich aus seinem eigenen Schrifttum ausgewiesen, daß seinem Stile gänzlich die Zitate aus heidnischen

[3] Gregorii Magni Epistolae V, 53 a (Mon. Germ. Gregorii I. Registrum I, S. 357).

[4] Ebd. XI, 34 (II, S. 303).

Schriftstellern fehlen, und er hat doch eine ganze Bibliothek an Büchern hinterlassen[5]. Auch die Regula Benedikti, die so vieles zitiert, enthält nur ein einziges Wort aus einem heidnischen Schriftsteller, und das ist nicht diesem selbst, sondern der Übersetzung des Rufinus entnommen.

Die gleiche Unbekümmertheit zeigte das christliche Römertum den alten Baudenkmälern gegenüber, jenen gewaltigen Zeugen der antiken Vergangenheit. Bei ihrer Zerstörung haben sie den gleichen Eifer gezeigt wie in der Ablehnung des heidnischen Schrifttums. Den weiten Tempelbezirk in Trier, der zu den bedeutsamsten Denkmälern der antiken Kultur jenseits der Alpen gehörte, haben nicht die germanischen Eroberer, sondern lange vor ihnen Angehörige der römischen Welt unter Bischof Maximin zerstört. Auf dem Monte Cassino sehen wir St. Benedikt, den Baumeister einer kommenden Zeit, sorglos beim Niederreißen des Alten beschäftigt: „Contrivit idolum, subvertit aram, succidit lucos"[6] berichtet sein Biograph von dem Heiligen, der Tempel und Burgen aus alter Zeit als Steinbruch oder als Grundmauern für seine Neubauten verwandte und der ein ehernes Götterbild, das man fand, in die Küche zum Abfall werfen ließ[7].

Wie anders ist die Haltung des christlichen Germanentums! Mag beim ersten Einbruch der Landsucher vieles zugrunde gegangen sein, sie erwiesen sich aber bald nicht als die Zerstörer, sondern als die Bewunderer und die Retter der Antike. Es ist ja schon bezeichnend, daß alle Germanenvölker, die im eigentlichen Raum der alten Kultur siedelten, ihre eigene Sprache und Sitte gegen die römische eintauschten und ihre Könige sich consules, duces und praefecti nannten. Im Jahre 533 forderte der Ostgotenkönig Athalarich den römischen Senat auf, für die Erhaltung der Schulen zu sorgen[8]; es war die gleiche Schule, die kurz vorher St. Benedikt verlassen hatte: despectis literarum studiis, scienter nescius et sapienter indoctus[9]. Zur gleichen Zeit schloß Kaiser Justinian in Athen die letzte Schule altheidnischer Weisheit. Cassiodor, der eine Ausnahme in der Geringschätzung der

[5] Daß Papst Gregor bei solcher Haltung kein Bildungsfeind war und als echter Römer in der gesicherten Überlieferung römisch-antiken Denkens stand, hat Johannes Spörl überzeugend dargelegt in seinem Aufsatz „Gregor der Große und die Antike" (Christliche Verwirklichung, Romano Guardini dargebracht, Rothenfels 1935, 198—211).

[6] Gregorii Magni Dialogi, lib. II, cap. 8 (ed. Moricca, Rom 1924, S. 95 f.).

[7] Ebd. lib. II, cap. 10 (S. 97).

[8] G. H. Hörle, Frühmittelalterliche Mönchs- und Klerikerbildung in Italien (Freiburger theologische Studien 13, 1914, S. 3 f.).

[9] Gregorii Magni Dialogi, lib. II, cap. 1 (S. 72).

alten Profankultur bildet, hat sein Programm im Dienste und am Hofe eines germanischen Heerkönigs zu verwirklichen gesucht.

Wie anders ist Beda als sein Lehrmeister Gregor! Dieser verschmäht die Heiden, und Beda hat ein halbes Hundert antiker Schriftsteller, den Vergil 40mal, den Plinius 14mal zitiert[10]. Er scheute sich nicht, den Fall von Troja und den Raub der Helena in einem Hymnus auf die heilige Edeltrud zu erwähnen, und doch war dieser Hymnus für die kirchliche Liturgie gedacht. Er schrieb eine Grammatik, die zu dozieren Gregor dem Bischof Desiderius verbot. Neben das Heiligenleben stellte er sein Büchlein über die Gewitter. Orthographie, Zeitberechnung und Naturkunde waren ihm wichtig neben seinen Homilien. Lehrer zu sein, hielt er für die höchste Begnadung, und er bezeichnet als die goldene Zeit seines Volkes die Regierung des Erzbischofs Theodor, weil es damals überall tüchtige Lehrmeister in den Schulen gegeben habe[11]. Er schätzte unter den Schriften der Alten die der Naturforscher am höchsten. Dieses germanische Christentum seufzte nicht unter dem Zwiespalt in dieser Welt, unter dem die Römer einer zu Ende gehenden Epoche litten; es gab sich an alles mit Unbefangenheit hin, da es selber gesund und ungebrochen in seiner Naturkraft die Fäulnis der hellenistischen Zivilisation nicht fühlte. Es erfaßte freilich auch die übernatürliche Welt nicht bis in die letzten Tiefen der Erkenntnis und des Erlebens, so daß ihm nicht wie dem christlichen Römertum eines heiligen Benedikt und Gregor die Kleinheit und Nichtigkeit des Irdischen einging. Der Weltüberwindung des christlichen Römertums steht der Weltwille des christlichen Germanentums gegenüber. Gregor beklagt den Zwiespalt in dieser Welt, Beda bewundert überall die pulchra rerum concordia, die mira concordia sacramenti[12]. Er schrieb die Bücher der Heiden geradezu aus und mit ihm beginnt jene Hochschätzung der Alten, die bis zu St. Thomas und zur Scholastik führt, als ein heidnischer Philosoph, den Griechen und Römer längst vergessen hatten, und den man bei den Arabern entdecken mußte, schier ein kanonisches Ansehen erlangte. Hier hat Beda die Richtung gewiesen, wenn er sagte, daß auch Moses in der Weisheit der Ägypter unterrichtet ward, daß Daniel die Lehre der Chaldäer kannte und St. Paulus die Gedichte der Heiden gelesen und verwandt habe. Wenn die Christen die heidnischen

[10] Die Liste bei C. Plummer, Baedae opera historica I (Oxford 1896), S. 2 Anm. 3.

[11] Beda Hist. eccles. IV, 2, (ed. C. Plummer I, S. 205).

[12] Hist. eccles. IV, 23, S. 258.

Bücher benutzen, so tun sie das gleiche", meint er, „wie die Israeliten, die ihre Sensen bei den Philistern schleifen ließen[13]."

Diese Unbefangenheit gegenüber dem alten heidnischen Schrifttum ließ damals die Germanen zu Rettern der antiken Literatur werden. Beda erzählt von der Bücherliebe seines ersten Abtes Biscop, der geradezu die römischen und italischen Bibliotheken auf seinen fünf Romreisen ausplünderte und jedesmal mit einer Last von Büchern zu Hause ankam[14]. Unbedenklich gab man im Süden alles her, was man selber für wertlos hielt. Nach Hörle ist es die Langobardenkönigin Theodolinde, eine bayerische Prinzessin, gewesen, die zwischen 600 und 612 die Bibliothek Cassiodors, jene vollständige Mustersammlung antiker Schriftsteller, von Vivarium nach Bobbio bringen ließ und so für die Nachwelt rettete[15]. Ohne die Klöster in Angelsachsen, bei den Franken und in Deutschland wären uns manche antike Schriftsteller verloren, profane so gut wie die späteren kirchlichen. Ludwig Traube hat festgestellt, daß manche Klassikerhandschrift aus Italien im 7. oder 8. Jahrhundert in den sicheren Schutz eines nordischen Klosters kam, hier vervielfältigt wurde und so erhalten blieb, so daß sich an das Exemplar des 5. Jahrh. oder einer früheren Zeit, das zumeist heute verloren ist, unmittelbar die angelsächsische oder karolingische Nachkommenschaft anschließt[16]. So ist es bei Suetonius, dessen Überlieferung auf einer einzigen Handschrift aus dem Kloster Fulda beruht, und bei den Annalen des Tacitus, die in Corvey sich erhielten. Und ähnlich liegen ja auch die Dinge bei der Regula Benedikti, deren Urtext die Handschrift des alemannischen St. Gallen bewahrt hat. Werke des Origenes wurden in Echternach gerettet, und die Evangelienharmonie des Viktor von Capua in Fulda[17].

Diese Begeisterung für die Antike im christlichen Germanentum, wie sie uns bei Beda entgegentritt, war keine bloße Angelegenheit des Herzens, sondern eine Leistung und gehört zu den Taten dieses Christentums, das einen durchaus a k t i v e n Charakter trägt. Was Beda schildert, und was er selbst lebte, war Arbeit und zwar frohe, die Seele erfüllende Arbeit. Sich selbst, seine Äbte, die Missionare, die Könige, die Frauen, sie alle hat er bei der Arbeit geschildert. Beda

[13] Die Nachweise s. bei Plummer I, S. VIII.
[14] Hist. abbatum, cap. 6 (Plummer I, S. 369).
[15] Hörle, a a. O. S. 11.
[16] L. Traube, Einleitung in die lateinische Philologie des Mittelalters (München 1911) S. 132.
[17] H. v. Schubert, Geschichte der christlichen Kirche im Frühmittelalter (Tübingen 1921), S. 722.

weiß zu berichten, daß den Mönchen seiner Zeit nicht die Arbeit, sondern die Kontemplation Schwierigkeiten bereitete. Er erzählt von dem Gefolgsmann der Königin Edeltrud, der als Mönch ins Kloster ging und an der Pforte mit einer Axt ankam, um anzudeuten, daß er nicht zur Bequemlichkeit komme, sondern zur Arbeit. Und so lebte er auch, denn wenn die Stunden der Betrachtung und Lesung waren, ging er hinaus und dann hörte man die Axthiebe durch die Stille schallen, wenn er die Bäume fällte[18]. Von einem anderen Mönch berichtet er, daß er ein tüchtiger Schmied gewesen sei, aller Betrachtung abhold und selbst zu den Stunden des Chorgebetes habe er nicht den Amboß verlassen[19]. Für den Römer war Labor gleich mit Mühsal, ihre Sprache hat für beide Begriffe nur das eine Wort, und das christliche Römertum wertete die Arbeit wegen ihrer Mühsal als wichtiges aszetisches Element. St. Benedikt weiß, daß den Seinen das Arbeiten schwer fällt, und wo er von der Arbeit spricht, steht auch jedesmal das Wort, daß man dabei nicht murren soll. Trägt er einem Bruder eine Arbeit auf, so denkt er auch gleich daran, ihm einen Gehilfen zu geben, damit es ihm nicht zuviel wird. Setzt er eine Stunde für eine ernste Beschäftigung fest, dann müssen Aufseher durchs Haus gehen, ob nicht einer müßig ist. Bleibt einer aus dem Chore, so ist die Gefahr, daß er sich irgendwo zum Schlafen niederlegt oder sich sonst die Zeit mit Nichtstun vertreibt[20]. Gregor der Große hat vieles, Übermenschliches geleistet in seinem Leben, aber diese Arbeit hat ihn nicht innerlich besessen. Wie sehnt er sich nach Ruhe, nach dem stillen Hafen, um auszuruhen und dem Ewigen nachzusinnen. Unvergleichlich schön ist seine Einleitung zu den Dialogen, jenem Buch, das in den Mußestunden seiner Abende entstand: „Eines Tages, ganz erledigt durch den Tumult der weltlichen Sorgen und der Arbeiten, mit denen wir uns abplagen müssen und es doch nicht sollten, suchte ich einen stillen Platz auf, der meinem Schmerz ein gütiger Freund war, und dort trat mir offenkundig vor die Seele, was mir an meiner Beschäftigung mißfällt. Meine arme Seele, an der Wunde der Tätigkeit leidend, gedachte der schönen Klosterzeit von ehedem, wie ihr alle Dinge fern waren, als sie nur dem Himmlischen nachsann und, obwohl noch hier im Körper, doch schon in der Betrachtung dem Gefängnis des Fleisches enteilt war ..., und jetzt wird sie nach der Herrlichkeit einer solchen Ruhe durch den Staub des

[18] Hist. eccles. IV, 3 (Plummer I, S. 207 f.).
[19] Ebd. V, 14 (S. 314).
[20] Vgl. Regula Benedikti, die Kapitel 43 und 48.

Irdischen befleckt." Er sucht einigen Trost in den Erinnerungen jener Männer, qui praesens saeculum tota mente reliquerunt, quorum plurimi conditori suo in secretiore vita placuerunt; qui ne per humanos actus a novitate mentis veterescerent, eos omnipotens Deus huius mundi laboribus noluit occupare[21]. Und wie einprägsam hat er den heiligen Benedikt geschildert als einen solchen Mann der vita secretior, wie er auf dem Söller des Klosters sitzt, das Buch in der Hand, die Augen nicht erhob, ob auch Goten vor dem Tore lärmten, wie er mit St. Scholastika den ganzen Tag in Gesprächen über das himmlische Leben verbringt, wie er zu stiller Nachtstunde zu den Sternen emporblickt und einer wunderbaren Schau gewürdigt wird.

Ganz anders der heilige Beda. Welche Freude am Werk und am Schaffen! Das christliche Germanentum verband die Arbeit mit dem Begriff des Heldentums und des Manneslebens: „Uns ist in alten Mären wundersviel geseit, von Helden lobebären, von großer arebeit", beginnt das Nibelungenlied. Und so denkt auch Beda. Arbeiten, tätig sein können im Lernen, Schreiben, Unterrichten — davon muß er bekennen: semper dulce habui[22]. Er muß bis zum letzten Atemzuge arbeiten und hat auf dem Sterbebett nur die eine Sorge, der Tod könne kommen, bevor er seine Arbeit vollendet habe. „Festinanter scribe", mahnt er den Knaben, dem er diktiert, und die Schüler, die seine Krankenzelle füllen, um auch hier seine Vorlesungen zu erhalten, vernehmen seine Mahnung: „Discite cum festinatione, quia nescio, quamdiu subsistam"[23]. So waren auch seine Äbte, Benedikt Biscop, der Baumeister, der Maurer und Glasarbeiter aus dem Frankenreich berief, der die ersten Fenster in Nordhumbrien anbringen ließ und die ersten Steinhäuser dort errichtete, der nimmermüde Sammler von Büchern, Gemälden und Reliquien, oder Abt Ceolfrid, der in der Bäckerei mitarbeitete, und erst Abt Esterwin, den er nennt: semper in cunctis operibus iocundus[24], der nicht an der Schmiede vorbeigehen konnte, ohne wenigstens einige Male den Hammer auf den Amboß niedersausen zu lassen, der beim Wandern dem pflügenden Bauer den Pflug aus der Hand nahm, um selber einige Furchen zu ziehen. Beda selber konnte unter Hinweis auf seine Werke mit dem Worte des Ambrosius sterben: „Ich brauche mich nicht zu schämen, unter

[21] Dialogi, Vorrede (ed. Moricca S. 13 und 15).
[22] Hist. eccles. V, 24 (S. 357).
[23] Brief Guthberts über Bedas Tod (Plummer I, S. CLXII).
[24] Hist. abbatum, cap. 8 (Plummer I, S. 371).

euch gelebt zu haben." Diese Schaffensfreude hat das angelsächsiche Mönchtum nach Deutschland gebracht, wo ja auch die Klöster des Mittelalters nur selten die rechte Harmonie von Arbeit und Kontemplation fanden und wo wir aus St. Gallen hören, daß die Lektoren an der Schule den Chorbesuch vernachlässigten und meinten, Schule halten und Vorlesungen vorbereiten sei auch ein opus Dei und mache andere zum Chordienste fähig[25].

Noch eines Zuges dieses germanischen Christentums, den Beda uns aufgezeichnet hat, müssen wir gedenken, es ist die Teilnahme der Frauen an dem großen kirchlichen Geschehen. Soviel Glaubensboten und Bischöfe Beda erwähnt, ebensoviele große Frauen nennt er auch[26]. Das christliche Römertum weiß nichts von einer unwürdigen Stellung der Frauen innerhalb der Kirche. Das Geheimnis der Inkarnation des Logos im Schoße der Jungfrau, das Bekenntnis „Christum factum ex muliere", begründete die Ehrfurcht vor der Frau und ihre hohe Achtung in der Gemeinde. Aber das christliche Römertum der zu Ende gehenden Antike kennt keine Frauen, die einen maßgebenden Einfluß im öffentlichen kirchlichen Leben ausgeübt hätten. Das aszetisch-monastische Ideal, gelebt in der strengen Einschließung, einem Kloster, das nur eine Türe hatte, die zur Kirche, und eine Türe, die zum Friedhof führte, wurde seit der Regula des heiligen Caesarius maßgebend und verdrängte allmählich das alte Ideal der im Gemeindedienst stehenden Diakonissin in dieser Zeit der Verwilderung und des Niederganges. Wohl begegnen uns noch Frauen, die hören und anregen, die auch in der Stille ihren nicht mehr feststellbaren Einfluß ausgeübt haben, aber die in Tatgemeinschaft mit den Männern gestaltende und schaffende Frau kennt die christliche Spätantike nicht. Wie anders in England. Dem Christentum bahnt dort die Wege, was allzu wenig beachtet ist und über Gregor den Großen und Augustinus samt seinen Gefährten vergessen wird, eine Frau, Königin Berta, die Gemahlin des Königs Ethelbert von Kent, eine fränkische Prinzessin, die bei ihrer Hochzeit sich freie Religionsübung ausbedang. Ihre Hauskapelle, und nicht die Peterskirche zu Canterbury, war die erste christliche Kirche in Kent, in der ihr Hofkaplan Bischof Liuthard das heilige Opfer feierte[27]. Sie hat wohl auch jenen Brief an Papst Gregor geschrieben, daß die

[25] Ekkehardi casus S. Galli, cap. 3 (Mon. Germ. SS. II, S. 95).

[26] Vgl. hierzu die treffliche Schrift G. Bäumer: Männer und Frauen im geistigen Werden des deutschen Volkes (Tübingen 1935).

[27] Hist. eccles. I, 25 (S. 45).

Angeln sich nach dem Glauben sehnten, aber die Nachbarbischöfe im Frankenreich sich nicht der Angelegenheit annähmen[28]. An ihren Gemahl wies Gregor seine Sendboten, und sie bestimmten Ethelbert zur Annahme des Christentums. Bedas Heimat, Nordhumbrien, wurde christlich durch die Tochter Bertas, Edelburg, die ihren Gemahl Edwin für den neuen Glauben gewann. Doch sind es nicht in erster Linie die Königinnen und weltlichen Frauen, als vielmehr die geistlichen Frauen, die Äbtissinnen, die, gemeinsam mit den Bischöfen, Äbten und Königen, den starken Einfluß ausüben. Es gibt in der von so vielem Kampf, aber auch so gewaltigen Triumphen erfüllten Missionsgeschichte kein Ereignis, an dem nicht die königlichen Äbtissinnen beteiligt sind. In Bischof Wilfrieds ruheloses Leben, in seinen Streit, der mehrmals die römische Kurie beschäftigte und das ganze Inselreich erschütterte, greifen sie versöhnend oder mitkämpfend ein. Der Streit der Bischöfe und Könige wird ein Kampf der Frauen. Die Äbtissin Hilda von Whitby, wohl eine der bedeutendsten Frauen der Zeit, steht gegen Wilfrid, Hilfe findet er bei den Äbtissinnen Aebba von Coldingham, der Schwester Königs Egfrid, der Wilfrid ins Gefängnis werfen ließ, dann bei der Äbtissin Elfled, der Schwester des Königs Aldfrid, und schließlich bei der Äbtissin Edeltrud von Ely. Auf zwei Synoden, die sich mit der Angelegenheit Wilfrids befassen, tritt die Äbtissin Elfled öffentlich für ihn ein, die sein Biograph nennt „allzeit des ganzen Landes Trösterin und allerbeste Beraterin“[29]. Bei der zweiten Synode, die die Rehabilitierung Wilfrids beschließt, gibt ihr Wort die Entscheidung. Auf der Synode im Kloster Whitby, auf der die Frage entschieden wird, ob die angelsächsische Kirche dem römischen oder keltischen Brauch folgen soll, ergreift die Äbtissin Hilda für die Kelten das Wort: Hilda abbatissa cum suis in parte Scothorum[30].

Bei den Angelsachsen breitet sich jene eigenartige Form von Klöstern aus, in denen Mönche und Nonnen gemeinsam leben und als e i n e monastische Gemeinde von einer Äbtissin geleitet werden, unter denen Gestalten wie Hilda von Whitby es verstanden, ihre Mönche auf Bischofssitze zu bringen, ihnen wissenschaftliche Aufgaben zu stellen. Kühn wie die Männer, machten sie allein sich auf die weite und gefahrvolle Pilgerfahrt nach Rom, um freilich oft genug auf der Reise elend zugrunde zu gehen. Beda selber schlug vor, die

[28] Gregorii Epistolae VI, 57 (Mon. Germ. Gregorii I, Registrum I, S. 431).
[29] Stephanus, Vita Wilfridi 59 (Mon. Germ. SS. rer. Merov. VI, S. 255).
[30] Hist. eccles. III, 25 (S. 183).

Nonnen unterrichten zu lassen und hielt es auch für angebracht, daß in den Kirchen Sänger und Sängerinnen gemeinsam das Offizium sangen. Ja er sah, und hier im Gegensatz zur Überlieferung, keine Schwierigkeit, daß die Frauen auch die kirchliche Lehre öffentlich vortrugen: „bene autem cantoribus etiam cantatrices iunguntur, propter sexum videlicet feminarum, in quo plurimae reperiuntur personae, quae non solum vivendo, sed etiam praedicando, corda proximorum ad laudem sui Creatoris accendant, et quasi suavitate sanctae vocis aedificantium templum Domini adiuvent laborem"[31]. Und in Wahrheit, diese Klosterfrauen haben nicht wenig die Arbeit derer unterstützt, die damals den Tempel des Herrn bauten. Und mit welcher Wachheit und Anteilnahme haben die angelsächsischen Nonnen die Missionsangelegenheit bei den Friesen und in Deutschland verfolgt und unterstützt. Während im Raum der christlichen Antike das alte Diakonisseninstitut untergeht, entsteht auf germanischem Boden an seiner Statt das Kanonissenstift, jene religiösen Frauengemeinschaften, die das klerikale Leben statt des mönchischen zu ihrem Ideal machten, deren Äbtissinnen die Versorgung von Pfarrkirchen durch Kanoniker ihrer Kirchen übernahmen, denen Männerklöster unterstanden, die, wie z. B. die Äbtissin von Gandesheim, den Abt von Clus investierten, eine Einrichtung, wie sie nur auf germanischem Boden sich entwickelte und von Rom das ganze Mittelalter hindurch mit Mißtrauen beobachtet und mehr als einmal verurteilt wurde, sich aber bis zum Jahre 1802 erhielt.

Schließlich sei noch als der letzten Besonderheit des germanischen Christentums zu Bedas Zeiten gedacht, seiner engen Verbindung mit dem Volks- und Staatsleben. Während in Italien die alte Reichs- und Kaisermacht zerbrochen war und sich die Kirche völlig frei entwickelte abseits vom staatlichen Leben, ist für Beda Geschichte der Kirche auch zugleich Geschichte seines Volkes. Er bezeichnet sie einmal als historia ecclesiastica und ein andermal als historia nationis nostrae. Es ist oft schwer festzustellen, ob die Bischöfe oder die Könige auf den Synoden entscheiden, aber die beiden Gewalten stehen nicht gegeneinander, auch nicht nebeneinander, sie gehen ineinander über. Die kirchlichen Übungen wurden durch königliche Verordnungen gesichert. So erzählt Beda von König Ercanbert: „jejunium quadraginta dierum principali auctoritate praecepit[32]. Die Könige nahmen an den Synoden teil, die Bischöfe und Äbte gehörten

[31] In Esra, lib. I, cap. 2 (Migne, Patr. Lit. 91, Sp. 820 D).
[32] Hist. eccles. III, 8 (S. 142).

dem Vithenagemot an, dem Rat der Weisen[33]. Königs- wie Bischofswort waren ohne Eid unanfechtbar. Bischöfe und Klöster erhielten große Latifundien und in so verschwenderischem Maße, daß Beda glaubte, dagegen seine Stimme erheben zu müssen, da sonst kein Siedlungsland mehr für die nachgeborenen Söhne der Vornehmen blieb[34]. War man in Rom froh, sich nicht mit Aufgaben eines Prätors abplagen zu müssen, so gab man hier den Bischöfen Macht und Politik, und sie freuten sich ihrer und nutzten sie zum Wohl von Volk und Kirche. Hier bildet sich der neue Bischofstyp des Mittelalters, der den christlichen Liturgen und Theologen der alten Zeit ablöst. Keiner dieser Bischöfe hat ein Buch geschrieben, aber sie waren mächtig im Rat, reich an Land und Leuten. Hier begegnet auch zum ersten Male der Königstitel: „von godes gife", von Gottes Gnade; hier wurden zuerst die Könige gesalbt, und vor die Ahnenreihe der Geschlechter, die bis auf Wotan ging, setzte man die der biblischen Väter bis Noe und Adam. Aber bei dieser engen Verbindung entstand weder eine Herrschaft des Priestertums über den Staat, noch entstand eine Beherrschung der Kirche durch den Staat wie im spätrömischen Reiche des Ostens, sondern ein ganz neuer Typ von Verbindung des Geistlichen mit dem Weltlichen. Das Nationale und das Christliche waren eins. Kaum kommt das gewaltiger zum Ausdruck als in der Tatsache, daß in den zwei ersten Jahrhunderten 30 Könige und Königinnen die Königshalle mit der Klosterzelle vertauschten, daß Könige nach Rom zogen, um dort ihr Grab nahe dem Grab des heiligen Petrus zu finden.

Überblicken wir dieses angelsächsische Christentum, wie es Beda uns schildert und selber lebte, so hat es seine Eigenart und seinen Eigenwert. Ganz von Rom und dem spätantiken Christentum geformt, hat es sich doch eigen gestaltet, aber ohne verkrampfte Selbstbehauptung sich in einer selbstsicheren Unbekümmertheit dem Christentum und der griechisch-römischen Welt, aus der dieses kam, hingegeben. Seine Größe und seine Auswirkung verdankt dieses Germanentum aber dem Christentum, wie Beda zuerst und zutiefst Christ war und nicht wäre und nicht bis heute wirkte, wäre er nicht christlich gewesen. Alle Stämme der germanischen Völkerfamilie, die nicht zur Gnade des Evangeliums gerufen wurden, sind geschichtslos geblieben, sind längst verschollen im weiten Weltenraum, ohne auch nur eine Wegspur ihres doch so gewaltigen Weges hinterlassen zu haben. Aus

[33] Vgl. dazu H. v. Schubert a. a. O. S. 273 ff.
[34] Beda, Epistola ad Egbertum Episcopum (Plummer I, S. 415).

nordischer Nacht brachen sie hervor, um sich in die Glut südlicher Sonne zu stürzen und unterzugehen: die Zimbern und Teutonen so gut wie die Vandalen und Ostgoten, jener begabteste Stamm aller germanischen Völker. Nur das christliche Germanentum hat einen geschichtlichen Namen und hat eine weltgeschichtliche Sendung erfüllt. Das lehrt uns Beda, der den geschichtlichen Morgen unseres deutschen Volkes schaute.

Der Weg der Germanen zum Christentum

Eine zusammenfassende Übersicht von Kaplan Hermann Ries, Trier.

Im ersten Teil dieser Arbeit wurde versucht, einen Überblick zu geben über die Gesamtlage germanischer Kultur vor allem in der Zeit, da unsere Vorfahren mit dem Christentum in Beziehung traten, und zwar sowohl der materiellen als auch der geistigen Kultur, als deren Ausdruck wir neben einer gewissen Bildung und künstlerischen Betätigung auch germanisches Ethos betrachtet haben und zu würdigen versuchten. So ergibt sich jetzt als organische Fortsetzung die Darstellung germanischer Religion. Denn die Religion mit ihrer wesentlichen „Aufgabe als geistig-ethische Vereinigung mit Gott als dem Urquell der Ideale des Wahren, Guten und Schönen“[81] bildet die letzte Krönung und gleichzeitig das letzte Ziel jeglicher Kultur.

Die Religion der Germanen.

Wenn man die heute erreichbaren Darstellungen germanischer Religion überprüft, so kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß gerade hier die subjektive Auffassung, um nicht zu sagen Phantasie, ein gar weites Betätigungsfeld gefunden hat. Auch heute noch stehen sich, und nicht nur in nebensächlichen Fragen, Behauptungen und Negationen gegenüber, so daß es allein schon eine dankenswerte Aufgabe wäre, die Vielheit der einzelnen Auffassungen einander gegenüberzustellen. Der Grund für diese Vielgestaltigkeit liegt aber zweifellos zunächst in der Quellenlage, über die aber schon bei der Besprechung der germanischen Kultur einiges gesagt wurde, das auch auf die Quellen zur Erkenntnis germanischer Religion zutrifft.

Ein zweiter Grund ist der, daß die einzelnen Forscher sozusagen mit ganz verschiedenen Werkzeugen den Stoff bearbeiten. Hier stehen sich gegenüber der Historiker, der am liebsten mit literarischen Quellen arbeitet, und der Archäologe, der mit dem Spaten die Spuren untergegangener Kulturen findet, der Ethnograph und Religionswissenschaftler, die ihre Kenntnisse vor allem aus der vergleichenden Religionsgeschichte und Völkerkunde schöpfen, der Rassenforscher, der alles Geschehen schließlich als rassenbedingt darstellt, endlich der Sprachgeschichtler, dem die vergleichende Sprachwissenschaft sicherste Beweise vorhandener Geisteshaltung liefert. Es ist bis heute noch nicht gelungen, eine allgemein anerkannte Darstellung der germanischen Religion zu geben, woran zuletzt, aber nicht als Letztes, noch die Tatsache schuld ist, daß wir es bei der germanischen Religion nicht mit einer einheitlichen Größe zu tun haben, vielmehr mit einem in langen Zeiträumen Gewordenen, das aber auch am Ende der Entwicklung, und dort erst recht, ganz bedeutende regionale und stammliche Besonderheiten aufweist.

[81] Albert Ehrhard, Katholisches Christentum und moderne Kultur 2 (1906), 16.

Es kann nun aber im Zusammenhang unserer Arbeit nicht dies unsere Aufgabe sein, im Einzelnen eine Entwicklungsgeschichte germanischen Glaubens und germanischer Frömmigkeit zu geben, vielmehr beschränken wir uns darauf, in großen Zügen, ohne die Entwicklung ganz zu vernachlässigen, ein Bild und eine Wertung germanischer Religion zu geben, wie sie sich etwa vorfand, als das Christentum vor den Toren des Germanentums sich zum Eingang rüstete, wozu wir dann noch die Zeit rechnen, die für die im äußersten Norden wohnenden Germanen noch vorchristlich genannt werden muß.

Die Anfänge.

Nur kurz seien berührt die noch sehr umstrittenen steinzeitlichen und übrigen nicht spezifisch nordisch-germanischen Grundlagen der altgermanischen Religion, als deren Zeugnisse uns etwa die eine ältere Schicht der noch zu erwähnenden skandinavischen Felsritzbilder, eine Art von Jagdzauber, überliefert ist, die zusammen mit anderen archäologischen Funden nicht zwar einen absoluten Totemismus, wohl aber eine „totemistische Komponente in den Quellkulturen des Germanentums“[82] erweisen. Auch die Tatsache des Megalithwesens, das wir aus dieser Zeit kennen, ist eine Erscheinung, „die weltweite Verbreitung hat und sich über Westfrankreich, Spanien, Nordafrika, Ägypten, Vorderasien, den Kaukasus nach Hinterindien bis nach Polynesien und die Südsee erstreckt“[83]. Ihr religiöser Hintergrund besteht in dem Streben, „ein freundlich, friedliches Verhältnis zu den Toten“ zu unterhalten und „sich schon bei Lebzeiten Nachruhm zu sichern“[84].

Mehr Licht in die spezifisch nordische Grundlage der späteren germanischen Religion scheint folgende Überlegung zu bieten.

Vergegenwärtigen wir uns die heute gut begründete Theorie von der Vermischung des urnordischen, vorgermanischen Bauern-, Jäger- und Fischervolkes mit den von Osten her einwandernden indogermanischen Hirtenstämmen etwa am Ende der Steinzeit und das daraus entstehende Germanentum, so ergibt sich auch für die Grundlage germanischen Glaubens kein einheitlich nordisches Fundament, vielmehr müssen wir auch hier wohl eine allmähliche Vereinigung vorhandener religiöser Vorstellungen mit dem religiösen indogermanischen Erbe konstatieren.

Die germanische Mythologie hat denn auch selbst die Erinnerung an jenen Prozeß bewahrt, indem sie in der Edda davon berichtet, daß das von Osten kommende Göttergeschlecht der Asen das (ursprünglich nordische) der Vanen besiegt und sich unterworfen habe[85].

Unter den Vanen ist dann zu verstehen der Götterkreis des vorgermanischen Bauerntums. Seinem agrarischen Charakter entsprechend steht im Mittelpunkt eine weibliche Großgöttin (deren Andenken in der späteren Nerthus fortlebt) und neben ihr zwei männliche Agrarnumina, die in spätgermanischer Zeit als Freyr und Baldr wiederzuerkennen sind. Hier, in der naturgebundenen Vorstellungswelt, scheinen auch die Wurzeln der Vegetationsriten und auch des Phalluskultes zu liegen, als deren

[82] Cloß, 126.
[83] Cloß, 130.
[84] ebda.
[85] Cloß, 136

ältestes Zeugnis (und gleichzeitig erstes Sinnbild Freyrs) eine kleine phallische Figur erscheint, und die dann bis zuletzt Bestandteile der germanischen Religion bleiben. Inwieweit nun diese religiöse Stufe eine Entwicklung aus reineren Gottesvorstellungen darstellt, darüber dürfte heute wohl noch nichts Sicheres zu sagen sein.

„Zu den A s e n" dagegen, die wir uns nach Obigem als die Sieger über die Vanen vorstellen dürfen, „gehören fast ausnahmslos Götter, die zum Unterschied von den Vanen bei den verschiedensten indogermanischen Völkern wiederkehren"[86]. Die Sprachvergleichung hat uns die wohl sichere Erkenntnis gebracht, daß bei den Indogermanen eine Gestalt es war, die über allen anderen Göttergestalten emporragt, ja, daß wir ursprünglich e i n e n urindogermanischen Großgott annehmen dürfen, dessen Bezeichnung „deivos" = der Leuchtende wir in allen indogermanischen Sprachen wurzelhaft finden und dessen Symbol der sichtbare Himmel ist. So dürfen wir also auf Grund der sprachgeschichtlichen Forschung annehmen, daß am Anfang der religiösen Erkenntnis der Indogermanen der Glaube an ein höchstes, leuchtendes Wesen stand, das „uns als ausgeprägte göttliche Person entgegentritt"[87], eine Annahme, die dadurch gestützt wird, daß die neuere Völkerkunde zu gleichen Feststellungen bei allen primitiven Völkern gelangt.

Es hat sich aber wohl schon noch in arischer Urzeit neben dem beherrschenden Glauben an den Himmelsgott eine beginnende Zersetzung geltend gemacht, die sich in einem schamanistischen Geisterglauben auswirkte.

Mit dem Eindringen der Indogermanen in den Nordwestwinkel Europas und ihrer Vermischung mit der dortigen Urbevölkerung trafen dann auch die religiösen Vorstellungen beider Gruppen zusammen. Es kam zu einer Auseinandersetzung und schließlich zum Sieg und zur O b e r h e r r s c h a f t d e r i n d o g e r m a n i s c h e n A s e n, wobei die nordischen Vanen zunächst noch weiter lebten, auch in der Folge nicht unterdrückt wurden, sondern sogar eine gewisse Höherentwicklung erlebten, ja sie wurden sogar in den Kreis der Asen aufgenommen, während auf der anderen Seite die Gestalt des arischen Himmelsgottes selbst mehr und mehr sich in eine Vielheit von Göttern spaltete, ein Vorgang, der nach der Bronzezeit einsetzt[88].

Für den noch w e i t e r w i r k e n d e n, agrarisch-vegetations-rituellen V a n e n g l a u b e n spricht die in die Bronzezeit fallende, also jüngere, Schicht der bereits einmal erwähnten skandinavischen Felsritzungen[89]. Sie stellen allerdings nach den neuesten Forschungen[90], nur den R i t u s der damaligen germanischen Religion dar.

Bezüglich des wesentlichen I n h a l t e s des frühesten germanischen Glaubens stehen sich verschiedene Hypothesen gegenüber. Während Gustaf

[86] ebda.

[87] Vgl. die eingehende Definierung bei L. v. Schroeder, Arische Religion, Bd. 1 (1923), 313 f.; zit. bei Algermissen, 129.

[88] Clos, 138.

[89] Vgl. zum Ganzen Cloß, 139—141.

[90] O. Almgren, Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunde; zit. bei Cloß, 128.

Kossinna in den Felsbildern schon die späteren Gestalten germanischer Mythologie hineinliest, glaubt Herman Wirth[91] das Jahreszeitenthema als die Grundlage urgermanischen Glaubens ansehen zu müssen. Weitverbreitet ist die Ansicht, die Frühreligion der Germanen habe in einem Sonnenglauben und Sonnenkult bestanden. Beweise dafür seien die Rad- und Hakenkreuzvorkommen aus dieser Zeit, Beweis auch der sogenannte Sonnenwagen von Trundholm. Nach neueren Forschungen[92] sind die Beziehungen dieser Symbole zur Sonne gar nicht so eindeutig gesichert. Vor allem aber stützt sich die Ansicht von dem ursprünglichen Sonnenglauben der Germanen auf den Bericht des Caesar[93], der aber keine Stütze findet bei Tacitus, dem wir bezüglich der Deutung der altgermanischen Religion viel mehr vertrauen dürfen als Caesar. Dazu kommt, daß erst im zweiten Jahrhundert nach Christus „eine große Welle astraler Kulturelemente . . . vom Westen her über den Rhein nach Norden gedrungen ist"[94]: So erweisen sich auch die astralmythologischen Hypothesen von Wilhelm Teudt[95] und die Vorstellung, als ob bei den Germanen bereits hochentwickelte astronomische Kenntnisse vorlägen, als Konstruktionen[96].

Eine letzte Theorie fußt vor allem auf der Inschrift, die sich auf dem Helm von Negau bei Steiermark findet und die als ältestes germanisches Sprachdenkmal anzusehen ist. Der Fund stammt aus dem zweiten Jahrhundert vor Christus, und die Inschrift nennt nur einen Gott und zwar mit der Bezeichnung „teiwa(z)" niemand anderes als den altarischen Himmelsgott, den späteren nordgermanischen Tyr, den südgermanischen Ziu oder Tiv. Wir haben also das Recht, „die Religion der germanischen Vorzeit in ihrem wesentlichen Kern als Glauben an einen Himmelsgott und seine Sippe anzunehmen, der sich aber, wenig reserviert, der an Ort und Stelle älteren Vanensippe mit seinem ganzen Hofstaate anzupassen beginnt, der im großen und ganzen wohl selber von nun an das formende Agens darstellt, aber doch je länger, je mehr von seiner alten Hoheit einzubüßen verurteilt ist"[97].

Der Stand germanischer Religion in historischer Zeit.

Wesentlich eindeutiger sprechen die Quellen bezüglich des Glaubens der Germanen in historischer Zeit, schon in den Berichten der

[91] Vgl. Pastor bonus H. 7 (1935), S. 204; dazu noch Jacob-Friesen, Hellseher, 380—387.

[92] Vgl. Cloß, 141.

[93] De Bello Gallico 6, 21: Deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum aperte opibus iuvantur, Solem et Vulcanum et Lunam; reliquos ne fama quidem acceperunt.

[94] Cloß, 143.

[95] W. Teudt, Germanische Heiligtümer (1933); vgl. dazu A. Fuchs, Im Streit um die Externsteine (1934).

[96] Vgl. hierzu die scharf ablehnende Äußerung von Jacob-Friesen, Hellseher, 374—380. Wie sich die astronomische Wissenschaft zu den Teudtschen Theorien stellt, bleibt abzuwarten. Zustimmend äußerte sich J. Hopmann auf der diesjährigen Görrestagung in Limburg. Vgl. Kölnische Volkszeitung, Freitag, 30. August.

[97] Cloß, 144 f.; vgl. auch Clemen, 49.

antiken, vor allem römischen Schriftsteller (unter ihnen wieder an hervorragender Stelle Tacitus). Wir müssen zwar die „interpretatio romana" in Kauf nehmen, die nicht immer klar erkennen läßt, um welche germanische Gottheit es sich handelt, der der Römer den ihm passendsten Namen aus seinem Pantheon zuteilt.

Klar heben sich von den immer mehr sich spaltenden Kulten und Gottheiten jetzt drei Hauptgottheiten der Germanen ab, die wiederum in den früher schon erwähnten Stammesgruppen ihre mehr oder weniger geschlossenen Kultgemeinden besitzen.

Die Hermionen, deren Namen nach Tacitus[98] von einem Gott, einem Sohn des Mannus, den er nicht weiter nennt, herzuleiten sei, verehrten als Hauptgott im sogenannten Fesselhain unter Darbringung von Menschenopfern den „regnator omnium deus"[99]. Es ist niemand anderes als eben jener Teiwaz — Ziu, der alte arische Himmelsgott. Denn die Semnonen, die unter den Hermionen hervorragen, heißen später Ziuvari, Schwaben, ihre Hauptstadt aber hieß Ziesburg = Augsburg[100]. Inwieweit er mit dem obenerwähnten Stammgott der Hermionen nach Tacitus zu verbinden ist, läßt sich nicht klar sehen. In der fränkischen Völkertafel um 520 nach Christus wird dieser Stammgott Erminus (oder Erminaz, Herminaz) genannt, und während Cloß zu einer Gleichung Erminaz = Ziu neigt[101], Clemen die Möglichkeit bejaht[102], wird sie von Hoffmann abgelehnt[103]. Jedenfalls wurde dieser Hauptgott der Hermionen, bzw. Semnonen später zum Kriegsgott, weshalb ihn die Römer mit ihrem Mars gleichsetzten (vgl. auch die gleiche Bezeichnung des dritten Wochentages — dies martis — ziestac — tysdagr). Seine Verehrung erstreckte sich mehr oder weniger ursprünglich über ganz Germanien. Er galt auch als Gott des Rechtes, daher Mars Thincsus (das Recht wurde auf dem Thing gesprochen) genannt nach einem Altar aus Twenthe[104]. Die spätere Bezeichnung Saxnot für den gleichen Ziu ist uns in der altsächsischen Abschwörungsformel überliefert[105].

In ihr finden wir dann auch den zweiten Hochgott genannt: Thunar. Es ist nicht klar ersichtlich, auf welche Weise Thunaraz

[98] Germania, 2.
[99] Germania, 39.
[100] Clemen, 49.
[101] Cloß, 146.
[102] Clemen, 50.
[103] Hoffmann, 12, Anm. 9.
[104] Clemen, 49 f.
[105] Text bei Wadstein, Kleine Altsächsische Sprachdenkmäler; zit. bei Hoffmann, 27, Anm. 16.

— Thor — Donar allmählich in den Mittelpunkt der Verehrung rückte und somit die Stelle Zius einnahm. Man erklärt ihn als eine „Abspaltung aus dem Wesen Zius", als die Personifizierung einer Seite des Himmelsgottes[106]. In der Bronzezeit ist er jedenfalls noch nicht nachweisbar [107], er ist also ein germanischer Gott, dessen Abzeichen und Namen ihn als den Wettergott, den Gewittermacher, den Herrn aber auch über Sonnenschein, Wind und Regen kennzeichnen. Er scheint, wenn die römische Bezeichnung Herkules für einen dort verehrten Gott auf ihn zu beziehen ist, damals zwischen Rhein und Weser, vor allem aber im Gebiet von Noviomagus verehrt worden zu sein. Sicher aber ist er auf den Jupitergigantensäulen als Jupiter dargestellt worden. Sein Kult, der übrigens auch mit Menschenopfern verbunden war[108], dehnte sich, wie der Zius, später fast auf ganz Germanien aus, das beweist die Bezeichnung Donarstag für den fünften Wochentag, die außer in Bayern überall belegt ist. Besondere Verehrung genoß Donar als Thor in den nordischen Gebieten auch dann noch, als Wodan im übrigen Germanien beherrschend geworden war. Der Grund dürfte auch hier wieder in der ursprünglich agrarischen Herkunft der Nordgermanen zu suchen sein, für die die Züge des gutmütigen, urkräftigen Thor besondere Anziehungskraft besaßen. So ist er dort der Bekämpfer aller Unholde, der Mächtigste der Asen. Im Haupttempel Freyrs auf Upsala ist sein Bild mit seinen Insignien friedlich neben Odin und Freyr aufgestellt[109].

Die Ingävonen sind benannt nach einer altisländischen Bezeichnung Yngwi = Freyr[110]. Hier scheint sich vor allem der aus der älteren Bronzezeit und Bauernkultur stammende Vanenkult erhalten, bzw. weiterentwickelt zu haben[111]. Denn während wir auf dem im Gebiet der Ingävonen liegenden Seeland den Kultort der Terra mater, der Nerthus, zu suchen haben[112], deren Kult uns Tacitus[113] als einen charakteristischen Vegetationskult schildert, findet sich dort neben ihr auch der Kult der Freyr und Baldr, die ebenfalls beide aus-

[106] So Cloß, 136 und 158, Hoffmann, 27 f., Anm. 16, während Clemen, 56 f. diese Beziehung nicht erwähnt.
[107] Clemen, 58.
[108] Algermissen, 150. Er bezieht sich wohl auf den nicht genannten Mogk, der an verschiedenen Stellen die Zeugnisse über Menschenopfer bei den Germanen zusammengetragen hat. Vgl. Clemen, 97 und Dörries, 8.
[109] Algermissen, 148.
[110] Baetke, 25
[111] s. oben.
[112] Cloß, 146.
[113] Germania, 40.

gesprochene Vegetationsgötter sind. Merkwürdig ist der Gestaltswandel, den diese Gruppe der Vanen durchgemacht hat. Die einzige bedeutende germanische Großgöttin war Nerthus. Aus ihr wird Njörd, ursprünglich noch Ackerbaugöttin, im Westnorwegischen aber wird aus ihr der Schiffahrtsgott Njörd. Aus dessen Ehe mit seiner Schwester geht Freyr hervor (dem wieder als Schwester und Frau eine Freya zur Seite steht), der dann wohl, als Vegetationsgott mit aufdringlich phallischen Symbolen, die Rolle der Vegetationsgöttin weiterführt[114]. Seinen abstoßenden Kult beschreibt Adam von Bremen.

Auch Baldr, dessen Verehrung nicht allzuweit vertreten war, muß als Vane (sein Bruder wird Vanili, kleiner Vane genannt)[115] angesehen werden. Er erscheint später als der Sohn des Wodan — Odin und der Frigg[116] und wird immerhin noch als Vegetationsgott, wenn auch in sublimierter Form, erkannt[117]. Sein Mythos, den uns die Edda vermittelt[118], hat in der späteren Form zweifellos Anklänge an orientalische Mythen (Attis, Adonis, vor allem Osiris), sicher sind auch christliche Züge hineinverflochten, doch bleibt Baldr im wesentlichen und in seiner älteren Form einer der in allen heidnischen Religionen wiederkehrenden „Vegetationsgötter, von denen man ursprünglich zur Erklärung des Wechsels der Jahreszeiten annahm, daß sie alljährlich nicht nur stürben, sondern auch getötet werden müßten, damit sie dann im nächsten Frühjahr wieder auferstünden[119]".

Auch die Istiävonen, als welche man alle die Stämme zu betrachten hat, die man später Franken nannte, sind wohl Träger eines einheitlichen Götterkultes gewesen. Cloß spricht die Vermutung aus[120], daß ebenso wie die Vorsilbe Yngwi — bei den Ingävonen auf eine Götterbezeichnung zurückgeht, auch möglicherweise die Silbe Istvi — eine Bezeichnung des Gottes war, den die Istväonen (oder Istiväonen) in besonderer Weise in römischer Zeit verehrten. Es ist dann jener Gott, der später zum Hauptgott der Germanen emporstieg: Wodan — Odin. Er ist der geheimnisvollste, dämonischste aller von unseren Vorfahren verehrten Göttergestalten. Man glaubte zeitweilig, ihn auch als eine Abspaltung vom Himmelsgott ansehen zu

[114] Cloß, 159 f., Hoffmann, 28, Anm. 16; anders Clemen, 69. Algermissen, 147 bringt die Wiedergabe des Kultberichtes von Adam von Bremen nach Axel Olrik, Nordisches Geistesleben (deutsch,[2] 1925), 31 f.

[115] Cloß, 138.

[116] ebda.

[117] Clemen, 68.

[118] vgl. die Wiedergabe bei Algermissen, 173—177.

[119] Clemen, 68.

[120] Cloß, 149.

sollen. Seine Wurzel dürfte aber wohl im Dämonenglauben zu suchen sein und reicht schon vielleicht in indogermanische Zeit hinab, als sich neben dem Himmelsgott ein Geisterglaube durchzusetzen begann, „in dem urhaft, aber noch keineswegs in persönlicher Prägung auch Wodan schon veranlagt gewesen wäre[121]".

Die erste Kunde über ihn erhalten wir bei Tacitus[122], der ihn als Merkur den bevorzugten Gott mehrerer westgermanischer Stämme nennt, dem auch Menschenopfer dargebracht wurden. Von hier aus nimmt er dann seinen Siegeszug zu den anderen germanischen Stämmen, in seinem Kult beginnt sich mehr und mehr die Angst vor dem Unberechenbaren, Heimtückischen, Schicksalhaft-Dämonischen auszuwirken. Als Totenführer, Gott der Todgeweihten, Walvater scheint sein Kult vor allem durch die dämonischen Kriegerbünde[123] verbreitet worden zu sein. Als Odin des Nordens wird er dann auch zum Gott der Gelehrsamkeit und der Dichtkunst, die ja vor allem der Zauberei zu dienen hatte[124]. So ist er schließlich gegen Ende des heidnischen Germanentums der beherrschende Gott, gleichzeitig aber spiegelt sich in seinem Mythos auch die ganze Fragwürdigkeit des alternden germanischen Heidentums wieder.

Schon in der wechselnden Verehrung der Großgötter sahen wir also sich schon einen bemerkenswerten Wandel vollziehen, dessen Ausgangspunkt, wenn wir das germanische Element in Betracht ziehen, der majestätische Ziu, und dessen Endresultat in der gesteigerten Dämonie des Wodanskultes zu suchen ist.

Andere Äußerungen germanischen Glaubens

Es würde zu weit führen, wollte man alle anderen so vielfältig überlieferten Erscheinungen germanischen Glaubens, etwa den in den Bestattungsformen sich auswirkenden Totenkult und Seelenglauben, den in der Verehrung und Personifizierung einzelner Naturerscheinungen sich offenbarenden Naturdämonismus und dessen Stellung zum Götterglauben, schließlich die vor allem in der Spätzeit überhandnehmende Dämonen- und Hexenfurcht näher kennzeichnen und darstellen. Doch sei noch bzgl. des letzten Punktes, der Hexenfurcht, erwähnt, daß die in der Capitulatio de partibus Saxoniae[125] getroffene Bestimmung sicher einen nur zu ernsten Hintergrund hatte. Sie verbietet nämlich unter Todesstrafe, Männer oder Frauen als Zauberer oder Hexen anzusehen, zu verbrennen und dann deren Fleisch zu essen oder anderen zu essen zu geben.

---

[121] Cloß, 137.
[122] Germania, 9.
[123] Nach O. Höfler, Kultische Geheimbünde der Germanen (1934), 80 ff.; zit. bei Cloß, 157.
[124] Clemen, 54.
[125] zit. bei Algermissen, 157.

Allgemeine Charakteristik spätgermanischer Religion.

Es soll vielmehr jetzt versucht werden, nachdem wir die Entwicklungslinien des Gottesglaubens an den drei Hochgöttern wenigstens in einigen Zügen dargetan haben, ein allgemeines Bild germanischen Glaubens am Ausgang des Heidentums zu zeichnen. Wir werden dabei einige besonders charakteristische Erscheinungen zu werten suchen, die sich in der Frühzeit germanischer Religion nicht finden.

Der Schicksalsglaube.

Der beste Anknüpfungspunkt zum Verständnis des Schicksalsglaubens als eines der hervorstechendsten Erscheinungen der alternden Religion der Germanen, ist die Gestalt Wodans. In ihm verkörpert sich zunächst das Drohende, Dunkle, Geheimnisvolle. Denn ursprünglich fielen ja „der Schicksalsglaube und Götterglaube ... in eins zusammen[126]". Allmählich aber vollzog sich darin eine Wandlung, deren Gründe wohl im Zusammenhang mit der fortschreitenden Umschichtung und Vermenschlichung der Göttergestalten zu suchen sind, wohl auch mit der Zersetzung des heidnischen Glaubens unter den „ständig zunehmenden Einwirkungen der christlichen Lehre[127]". So wurde der Götterglaube fragwürdig, die Züge der Götter tragen immer mehr das Bild des Ruhelosen, Gehetzten und so steigt, unter dem Eindruck ihrer zunehmenden Ohnmacht, schließlich selbständig eine andere Macht empor, stärker als sie, die Schicksalsmacht, der endlich selbst Wodan unterliegen muß. Ragnarök, das Ende der Waltenden, ist die mythologische Formung dieses tragischen Endes der Götter und Menschen, des Sieges der dunklen Schicksalsmacht, der Urd. Ihr ist alles unterworfen, vor ihr gibt es kein Entrinnen. Zwar liegt auch hierin noch eine Art Frömmigkeit, „es lebt in ihm die Demut und Ehrfurcht vor dem Numinosum fort, dem Heiligen und Unnahbaren, das Tacitus im 9. Kapitel der Germania das secretum nennt. Aber indem man es nicht mehr deorum nominibus, mit Götternamen nannte, konnte man es auch nicht mehr mit Andacht schauen". Es war der Verehrung unzugänglich geworden. Es fehlte dem Schicksalsglauben die eine Seite des Numinosen: das Anziehende, Beseligende, das fascinosum. Das Schicksal war in keinem Sinne eine freundliche, sondern es war eine durchaus feindliche Macht... Mit einem Wort: der Schicksalsglaube war eine

[126] Baetke, 71.
[127] Baetke, 73.

religiöse Frage, auf die die Antwort ausblieb — weil sie ins Leere gerichtet war. Das Schicksal war blind, weil der Glaube an es ein blinder Glaube war[128].

Diese „Düsterkeit des Schicksalsglaubens“[129] wird auch nicht aufgehellt durch eine befreiende Jenseitshoffnung etwa. Denn Walhall ist nicht etwa ein erlösendes Jenseits, ist nicht einmal ewig, vielmehr auch dem allgemeinen Weltuntergang unterworfen. „Es gibt weder in der eddischen Heldendichtung noch in den Isländersagen eine einzige Stelle, wo ein Sterbender sich der Hoffnung auf Walhall getröstet[130].“ Denn „Walhall“, so muß selbst Bernhard Kummer gestehen, „ist nichts als das poetisch aufgeputzte und für den Geschmack vornehmer Krieger von seinem Leichengeruch befreite Reich der Hel[131].“

Häufigkeit der Menschenopfer.

Als eine zweite spezifische Erscheinung des ausgehenden germanischen Heidentums müssen wir die Tatsache der größeren Häufigkeit der Menschenopfer werten, gegenüber etwa noch der Zeit, über die Tacitus berichtet. Man hat versucht, die Höhe und Größe germanischen Gottglaubens, auch in der Ausgangszeit, dadurch zu erweisen, daß man das Verhältnis des Germanen zu seinem Gott als ein durchaus freundschaftliches, ohne jeden Zug von Furcht oder demütiger Unterwerfung, darstellte, und zwar zum Unterschied von orientalischer, vor allem jüdischer Frömmigkeit[132]. Dabei beruft man sich auf die eigenartige Erscheinung des sogen. Freundgottglaubens. Als Freundgott bezeichnet man den Gott des besonderen Vertrauens, daher auch fulltrui-Glaube, nach dem isländischen fulltrui = Vertrauter. Dieser Erscheinung liegt folgender Sachverhalt zu Grunde: Von mehreren „heidnischen Nordmännern der Wikingerzeit und besonders bei den Besiedlern Islands[133]“, — und sonst nicht[134] — wird uns berichtet, daß sie sich einen der Götter, meist Thor oder Freyr, zum Lieblingsgott wählten, dem sie dann auch ihr besonderes Ver-

[128] Baetke, 77.
[129] Walter, Überwindung, 315.
[130] Rückert, 41, Anm. 51.
[131] zit. bei Clemen, 112.
[132] Bernhard Kummer, Ernst Bergmann, auch Gustav Neckel; vgl. z. B. Baetke, 48 f.
[133] Baetke, 49 f.
[134] Walter, Überwindung, 313 f.

trauen schenkten und dem sie vor allen anderen Göttern Verehrung zollten. Es ist nicht sicher, ob dieser Gott bei diesen Männern dann die Rolle des einzigen Gottes annahm, jedenfalls aber kann man auch dann nicht mit Bernhard Kummer einen monotheistischen Zug jener Periode germanischer Religion — zum Erweis ihres Hochstandes — statuieren, eher ließe sich von einer henotheistischen Auffassung sprechen[135]. Als beinahe klassisches Beispiel wird das Verhalten jenes Thorolf aus der Eyrbygjasaga angeführt[136], das allerdings einen gar schönen Zug germanischer Frömmigkeit aufweist, das aber ebenso sehr eine demütige und ehrfürchtige, um nicht zu sagen furchtsame Haltung kennzeichnet durch die nachfolgenden Anordnungen bezgl. der Heilighaltung des Tempels und des Landeplatzes. Geht also aus diesem Beispiel die wie aller echten religiösen Haltung so auch der germanischen eignende Ehrfurcht und der Schauer vor dem Numinosum[137] hervor, so erst recht aus anderen Berichten. Und zwar nicht bloß für die Zeit des Tacitus, der uns den doch gewiß auf Furcht, eher sogar auf Grauen, aufgebauten Ritus im Semnonenhain[138] und der Nerthus[139], nein, auch der tausend Jahre jüngere Bericht des Adam von Bremen über das Opferfest in Upsala bestätigt es[140], daß die Furcht und selbst das Grauen vor der Gottheit den Germanen stets anhaftete.

Aus dieser Haltung erklären sich auch die bei den Germanen üblichen Opfer zu Ehren der Gottheit, aus denen dann als besonders bemerkenswert die Menschenopfer hervorragen. Man hat zwar auch hier versucht zur Konstatierung einer reinen und edlen germanischen Religiosität die Menschenopfer zu leugnen, oder aber sie nur als eine spätere Verfallserscheinung gelten zu lassen. Es läßt sich aber „gegen das übereinstimmende Zeugnis der griechischen, römischen und nordischen Geschichtsschreiber, die es alle kennen, nicht aufkommen[141]“. Wenn es nun auch richtig ist, daß im Menschenopfer ein religiöser Sinn zu erkennen ist, so darf doch nicht verkannt werden, daß in der Grausamkeit und Roheit, wie wir sie aus den Darstellungen von Menschenopfern bei den Germanen kennen, sich ein nicht

[135] Clemen, 71 f.
[136] Wiedergegeben in fast allen Darstellungen; z. B. Herte, 52 f., Algermissen, 170 f.
[137] Baetke, 54.
170 f.
[138] Germania, 39.
[139] Germania, 40.
[140] vgl. die Schilderung bei A. Orlik; zit. oben, S. 33, Anm. 4.
[141] Baetke, 29.

zu übersehender Tiefstand des Gottesbegriffes offenbart, der durch das Blut der Geopferten einen Zug ins Grausame erhält. Und gerade in der Häufigkeit der Menschenopfer am Ende des germanischen Heidentums[142] im Gegensatz zu Tacitus, der nur von wenigen Menschenopfern weiß, dürfte ein weiteres Moment liegen, das wir als ein Zeichen des Verfalls der germanischen Religion der Spätzeit anzusehen berechtigt sind[143].

Die wachsende Gottlosigkeit.

Als eine letzte beachtliche Erscheinung religiöser Einstellung heidnischer Germanen späterer Zeit muß die langsam wachsende Gottlosigkeit angesehen werden, die uns denn auch einen Einblick gewährt in das eigene Verhältnis, das der Germane überhaupt seiner Gottheit gegenüber hatte. Baetke[144] sieht die wesentliche Bestimmung des Verhältnisses der Germanen zu ihren Göttern im Machtgedanken. So wie sein eigenes Leben den Kampf, die Begegnung von Freund und Feind zum Inhalt hatte, so dachte er sich die Götter als die mächtigen, ihm freundlichen, die Riesen und Unholde aber als feindlich gesinnte Wesen. So sucht er durch Opfer und Gebet die Gunst der Götter und ihren Schutz gegenüber den feindlichen Mächten sich zu sichern. Zu diesem Wesenszug germanischer Frömmigkeit kommt dann in späterer Zeit — wenn auch nicht allgemein feststellbar — eine Verschiebung nach der Seite des stärkeren Vertrauens auf den Freundgott, womit dann aber auch gleichzeitig ein größeres Selbstvertrauen des Germanen verbunden war, der sich als Freund „seines" Gottes wußte. Immer aber gründet sich das Vertrauen auf die aus religiösen Gründen genährten Vorstellungen von der Macht der Götter. Nun aber läßt sich nicht leugnen, daß der Glaube an die Macht der Götter nur dann harte Proben auszuhalten in der Lage ist, wenn er noch unerschüttert ist. In der germanischen Spätzeit war aber der Glaube an die Götter durch die immer stärker in den Vordergrund sich drängende Vorstellung von der Macht des Schicksals, auch wohl schon durch die Fernwirkung des Christentums, bereits unterhöhlt. „Die Geschichte der Wanderungszeit, die ganze Stämme zu nichts zerreibt, macht es den Germanen klar, daß die gesunde Heldenkraft mitsamt ihrer Erhöhung durch den fulltrui-Gott ohnmächtig ist gegenüber dem allwaltenden Schicksal. Kein Wunder, daß diese neue Welt der Ge-

[142] Stonner, 70 f
[143] Cloß, 166 f.
[144] Baetke, 41.

schichte sehr viel komplizierter erscheint,.. daß man Angst bekommt in dieser Lage, wo Heimat und Welt nicht mehr zusammenfallen, daß man in Konflikte gerät, wo alles, was selbstverständlich war, in Frage gestellt ist[145]!"

War aber einmal das Vertrauen in die Macht der Götter wankend geworden, so war es nur mehr ein Schritt zur völligen Aufgabe des Glaubens an die Götter, zur Gottlosigkeit. Als solche aber müssen wir die Einstellung etwa des Hrafnkel werten, von dem uns in seiner Saga berichtet wird[146], daß er auf Grund eines gegen seine Erwartung und Hoffnung eingetretenen Ereignisses den Glauben an die Götter aufgab. Er stand aber in der Wikingerzeit nicht vereinzelt da. „Man kann in diesen godlausir menn geradezu eine typische Erscheinung der Wikingerzeit sehen. Natürlich ist sie aber ein Zeichen für den Glaubensverfall dieser Epoche[147] ...." (Fortsetzung folgt.)

[145] Rückert, 25. [146] Wiedergegeben bei Stonner, 86 u .a. [147] Baetke, 51.

MITTEILUNGEN

Christliche Wissenschaft im Dienst von Volk und Staat

Nachklänge von der 49. Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Limburg, 26. bis 31. August 1935.

Von H. Ruster, Bonn.

Mit vollem Bedacht hatte man die Jahrestagung der katholischen Wissenschaftler in den Rahmen der 700-Jahrfeier des Limburger Doms hineingezogen, und diese Zusammenkunft wurde zum würdigen Schlußakkord des grandiosen Domfestes, an dem das katholische Limburg und nassauisches Landvolk in hellen Scharen so lebhaften Anteil nahm. Uns Ankömmlinge grüßte allenthalben das Gelb-weiß in allen Straßen, im traulichen Domviertel noch festlich-heiter untermischt mit dem Grün und Bunt der Laub- und Blumengewinde. Und die Fülle der wuchtigen religiösen Kundgebungen, Sonntag um Sonntag, sowie der erstaunliche Zustrom der Ländler, Wochen hindurch, ließen ermessen, wie sehr man die Domerneuerung und das Gedenkjahr auch als ein religiös beschwingtes Heimatfest empfand. . .

Äußerlich hielt sich diese Generalversammlung bei ausreichender Vorbereitung und Organisation in betont anspruchslosem Rahmen; mit an 600 Teilnehmern — darunter holländische, schweizerische, polnische, spanische und japanische Gäste bzw. Vertreter von ähnlichen Arbeitsbünden — war sie eine der stärkst besuchten der letzten Jahre. Ihre innere Dynamik verriet in Stoff und Fragestellung die bei diesem wissenschaftlichen Vortrupp des deutschen Katholizismus seit Jahr-

zehnten gewohnte strenge Bindung an eine innerlich gestellte Pflicht, nämlich zu vorbehaltlosem und unbestechlichem Wahrheitsdienst. In diesem gelehrten Gremium bedarf es keiner zeit- und kraftvergeudenden Debatten über Sinn und Aufgabe der „Wissenschaft" und deren Beziehung zum Recht und Tempo des „Lebens"; wir sollten heute auch in allen Lagern über die falsche bzw. einseitige Akzentsetzung bezüglich dieses Problems hinaussein, nachdem von der Wissenschaft her jüngst noch der Leipziger Philosoph Litt sich in dieser Frage auf gleicher Ebene getroffen hat mit den maßgebenden Verlautbarungen des Reichspressechefs O. Dietrich[1]. Und auch die der Görresgesellschaft durch Gründungsmotiv und Zeitumstände jahrzehntelang auferlegte Kampfhaltung, gegen den aufklärerischen Liberalismus mitsamt seiner konfessionellen Unduldsamkeit der sog. „voraussetzungslosen Wissenschaft", fällt jetzt für weite Wegstrecken fort, nachdem es der GG — unter allgemeiner Anerkennung im In- und Ausland — geglückt ist, den antikatholischen Affekt ihrer Widersacher zum Schweigen zu bringen und die positivistische Wissenschaft, die stets mit der Voraussetzungslosigkeit operierte, zur Einsicht und zum Eingeständnis zu zwingen, daß auch Wissenschaft eine Weltanschauung voraussetzt.

So sind für die GG in den letzten Jahren Weg und Feld und Arbeitskraft freigeworden, zum Besten eines stillen und zähen Forschens, das in Ruhe ausschachten und planen und bauen kann. Als kirchlich-kulturelle Organisation ohne politischen Einschlag — wo sie Politik berührt, ist diese einzig und allein Gegenstand der geschichtlichen Forschung — ist sie jetzt auch in das Reichskonkordat einbezogen und wird sich ihres inneren Zusammenhangs mit Kirche und Religion und ihrer Verbundenheit mit dem deutschen Episkopat stets bewußt bleiben; in ihr Ehrenpräsidium wurde jetzt auch Se. Eminenz Kardinal-Erzbischof Dr. Schulte von Köln gewählt.

Es hat uns mit Genugtuung berührt, daß die Frage ihrer Existenzberechtigung nicht mehr notgedrungen den früheren breiten Raum in der programmatischen Eröffnungsrede des Präsidenten einnahm. Geheimer Rat Prof. Dr. Finke, Freiburg i. Br., hat u. E. richtig gewählt, wenn er statt aller wortreichen Beweisführung mit schlichter Sachlichkeit den nüchternen Arbeitsbericht des letzten Jahres gab, und damit die konkreten Unterlagen für die unvertretbare Mission der GG im kulturellen Leben, enger gefaßt im wissenschaftlichen Leben des Dritten Reiches. Mehr noch! Wenn kürzlich, in Berlin, der Reichskulturamtsleiter und Geschäftsführer der Reichskulturkammer, Moraller, betonte, daß „ehrliche Leistung im nationalsozialistischen Deutschland immer ihre Anerkennung finden wird", und weiterhin „Gesinnungsvoraussetzung, persönlichen Einsatz und Leistung" zum Gesetz und Maßstab deutschen Kulturschaffens erhob, so kann die GG mit innerster Zustimmung von solchen klaren, berechtigten und der deutschen Kultur nur zum Segen gereichenden Arbeitsmaximen Kenntnis nehmen — denn ihr Arbeitsethos ist nie ein anderes gewesen!

[1] Th. Litt, Philosophie und Zeitgeist, Heft 1 der gleichnamigen Sammlung, bei Meiner, Leipzig 1934. Dazu O. Dietrich, Die philosophischen Grundlagen des Nationalsozialimus, Breslau 1934.

Sie hat ihre Existenzberechtigung auf Leistung und Bewährung gestellt und damit auf sicherste Fundamente aufgebaut! Die Reichsregierung ließ es sich auch nicht nehmen, durch den sie vertretenden Ministerialreferenten im Kultusministerium, Dr. Engels, nochmals eine Erinnerung an die „höchste Auszeichnung" anzubringen, die der Führer ihrem Präsidenten jüngst noch verlieh mit dem „Adlerschild für deutsche Wissenschaft". — Die GG hat nun schon über hundert Gelehrten durchgeholfen bis zur akademischen Laufbahn, ihre Forschungsinstitute, nicht zuletzt die ausländischen in Rom, Palästina und Spanien, trotz der Kriegs- und Nachkriegswirkungen durchgehalten und wieder obenauf gebracht, desgleichen ihre Publikationen und Jahrbücher auf nunmehr neun Wissenschaftsgebieten.

Man kennt zur Genüge die Arbeitslosung der GG: Scientia cum fide, d. h. bei aller Forschung steht unsere religiöse Existenz im Hintergrunde und ist als Untergrund vorhanden. Damit dient die GG dem Vaterlande ebenso wie der Kirche. Bischof Dr. Hilfrich von Limburg stellte diesen

Arbeitsbund von Glauben und Wissen

in der Eröffnung erneut ins Licht: Die Kirche ist ein Reich der Gnade und Wahrheit. Also war es selbstverständlich, daß sie allezeit die Wissenschaftsförderung sich hat angelegen sein lassen. Sie hat mit dem Wahrheitsbegriff zugleich auch die Wissenschaft verteidigt und wieder zu Ehren gebracht. Dort, wo das lumen rationis allein versagt und zur Pilatusfrage kommen muß: Quid est veritas?, da finden wir eine Antwort im Lehramt der Kirche, wo sich das lumen fidei et rationis in neuer Begegnung treffen. Die Geistesgeschichte lehrt auch, daß in den tausend Jahren der Gewinnung der germanischen Völker für Christus auch die konstruktiven Anlagen der germanischen Völker zum Durchbruch kamen; aus der Kraft dieses Bundes zwischen Glauben und Vernunft haben unsere Vorfahren ebenso ihre Dome und Bauten wagen können, wie sie die großen geistigen Dome schufen, die wir heute in den „Summae" des Mittelalters, vor allem des Aquinaten, dastehen sehen!

Das vielberufene Wort: „philosophia ancilla theologiae" steht nicht im Gegensatz zu dieser Schau, denn niemals hat die kirchliche Wissenschaft in der Philosophie eine Magd gesehen, sondern sie sucht und benützt die Erkenntnis des natürlichen Denkens zur Herstellung des Bundes von Natur und Übernatur, in deren Offenbarungslicht wir befähigt sind, die Wahrheit tiefer zu erfassen und die natürlichen Wissenschaften als „Gottesdienst" aufzufassen.

* * *

Im Mittelpunkt der Veranstaltung stand die große Gelehrtenaussprache der drei Arbeitstage, mit 32 Vorträgen, teils allgemeine und auch öffentliche, teils reine Fachreferate, deren Ertrag sich hier kaum andeuten läßt. Wir haben diese Limburger Begegnung katholischer Wissenschaftler als die produktivste der letzten Jahre empfunden, und für viele neue Durchblicke und Aufgabenstellungen danken müssen: Der Karlsruher Historiker Schnabel gab den Nachweis, wie weit Kirche und Katholizismus im 19. Jahrhundert sich dem materialistisch verwurzelten Kulturpessimis-

mus entgegengestellt und die Massen vor dem Abgleiten in Unglauben und Marxismus bewahrt haben; dem Leipziger Astronom Hopmann ging es um die Aufdeckung der vernachlässigten „Germanischen Himmelskunde"; dem Würzburger Kirchenhistoriker Merckle um die weltgeschichtliche Wertung des Tridentinums; die Juristen deuteten das Wollen der autoritären Staatsentwicklung in Italien und bei uns; der Münchener Pädagoge und Katechet Stonner analysierte unser nationales Bildungsgut und zeigte, auf welchen Wegen auch die kirchliche Mitarbeit in der nationalen Bildungsreform ihren Beitrag stellen kann.

* * *

Wenn uns die Limburger Tagung als die produktivste der letzten Jahre erschien, so nicht zuletzt im Hinblick auf die jüngste, im Vorjahr erst begründete

Sektion für religiöse Volkskunde,

die eine Leistungsprobe von ungewöhnlicher Ertragsfülle und Gründlichkeit gegeben und das geistige Gesicht der Tagung maßgeblich bestimmt hat! Wir treten damit den Vortragenden der anderen acht Wissenschaftsgebiete nicht zu nahe, denn es ist schließlich kein Geheimnis, daß gerade das Interesse an der vielversprechenden volkskundlichen Thematik die Mehrzahl der Tagungsteilnehmer nach Limburg gezogen hat. (Ein Grund auch zur Erwägung, ob nicht künftig mehr volkskundliche Themen in den Kreis der allgemeinen oder besser noch der öffentlichen Abendvorträge gezogen werden sollen!)

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man die Dringlichkeit und vaterländische Bedeutung der Volkstumsforschung und -pflege noch eigens begründen oder herausstellen; die heute bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten so beliebten Betrachtungen darüber sehen ohnehin allmählich sehr nach abgegriffener Scheidemünze aus, da man zu viel Selbstverständlichkeit breit tritt. Darüber verlor man also in Limburg kein unnötiges Wort mehr, und höchstens der starke Gefühlston, der bei allen Vorträgen und Aussprachen in dieser Sektion und nicht zuletzt bei den Rahmenbemerkungen ihres weit ausschauenden Leiters, Prof. Dr. Schreiber, Münster i. W., mitschwang, ließ die lebhafte innere Anteilnahme aller offenbar werden; dem entsprach auch, daß für die Sitzungen dieser Arbeitsgruppe nur der große Saal des St.-Georgs-Hofs in Frage kam!

Das Entscheidende aber war, daß man sich klar geworden ist über die Voraussetzungen für solide und schöpferische Arbeit in diesem Neuland, das dann lohnt, wenn neben allem begeisternden Schwung auch Gedankenzucht und -schärfe mit am Werke sind. Diese Voraussetzungen betreffen den Begriff und damit den Gebietsumfang, sowie die Quellen und Methoden, die diesen sakralen Bezirk deutscher Volkskultur uns erschließen helfen. Dr. Grentrup S.V.D., Berlin, verfolgte den „Volkstumsbegriff im Wandel deutscher Kulturzeitalter", über Jahn und Arndt und W. H. Riehl bis zur Gegenwart. Heute wird der Volkstumsbegriff teils mit dem Staatlichen verflochten (Weimarer Verfassung), teils vom Staatlichen geschieden (Nationalsozialismus, V.-D.-A.-Bewegung);

hinsichtlich seiner Ausdehnung hier und dort auf einen bestimmten Volksteil eingeschränkt (Weigert, Spann), zumeist aber auf das Gesamtvolk bezogen; hinsichtlich seines Inhalts von einigen auf Sitte und Brauch festgelegt (Gogarten), jedoch von den meisten mit der ganzen eigengeprägten Volkslebendigkeit gleichgesetzt. Grentrup definiert Volkstum als die geistig-seelische Volkslebendigkeit, sofern sie von der im Volksbereich herrschenden Eigenart gestaltet und auf einen gemeinsamen letzten Träger gezogen wird. — Domkapitular Buchner, Eichstätt, unterstrich die besondere Bedeutung der Pfarrarchive, die ja gerade das erschließen, was der Begeisterung und dem Opfersinn der Volksseele entstammt. Dahin gehören: der Reichtum an religiösen Verehrungsstätten außerhalb der offiziellen Gemeinschaftskirche; die vielgestaltigen Formen des allezeit blühenden Volkskultes neben der Liturgie, ja diese vielfach bereichernd; das Ausströmen der kirchlichen Feiern im volkstümlichen Brauchwesen in Haus, Gemeinde und Flur; die Einverleibung uralter Stammesgewohnheiten in die kirchliche Rechtsordnung.

Dann kam das erste Aufschließen neuer, weiter Forschungsräume, mit großen Aufräumungs- und Fundamentierungsarbeiten und Bauentwürfen[2], es war uns allen eine überraschende und erhebende Schau! Da tat sich deutsche Landschaft auf in neuer Sicht und forderte, daß Christi Feuer dort aufglühen solle. Gewiß, wir haben Landschaft als Kulturlandschaft und als technische Landschaft angesprochen, aber Seele hat eine Landschaft nur, wenn sie von der Sinnigkeit religiöser Symbolik baulich-plastisch durchsetzt und von der Sonne religiöser Motive durchglüht wird! Wie sprechen da die sakralen Rufzeichen der Kirchen und Kapellen, Feldkreuze, Bildstöcke, Brunnen, der Häuserschmuck usw. auf uns ein! Und Volksbrauch wurde neu gesehen, Volkskult entfaltete sich, der so bezeichnend die Züge der Sühne und Buße, des Strebens nach Gottesnähe und -vereinigung hervortreten läßt, sowie Gemütstiefe, Einfachheit und Innerlichkeit, aber auch Begeisterungsfähigkeit, Opferkraft, Freude an einigem Zusammenschluß und sinnvoller Prachtentfaltung und Feierlichkeit! Er entfaltete sich mit all seinem schöpferischen Weben darin, das ewig echte Neuschöpfungen gestaltet an Hand der vom offiziellen Kirchenwesen her gebotenen Motive, die stammestümlich umkomponierend, bäuerlich umschmelzend und auch wieder landschaftlich einbettend — immer mit einer Kraft des Umwandelns und einer Lust, Eigenes zu fabulieren und zu gestalten, die ergreifend ist! So ist das Volk von sich aus schöpferisch auch auf religiösem Gebiet;

auch im sakralen Raum kommt so deutsche Volkskraft
eigenständisch und schöpferisch zur Geltung!

---

[2] In Vorträgen wie, Dr. J. M. Ritz, München: Religiöse Volkskunst; Dr. H. Hansel, Greifswald: Magdalenenkult und Magdalenenlegende; P. Al. Selzer, S. V. D., Münster i. W.: St. Wendelin als Typ eines legendären Bauern- und Volksheiligen; Dr. J. Vincke, Freiburg i. Br.: Kirchenrecht und Volkstum; Dr. Fr. Wehling, Münster i. W.: Volkskunde im auslandsdeutschen Raum. — Vgl. auch hier Anm. 3 und Dr. Stonners neuestes Buch „Die deutsche Volksseele in christlich deutschem Volksbrauch", bei Kösel-Pustet.

An Mannigfaltigkeit der Anreger fehlt es ihr ja wahrlich nicht. Sie strömen ihr zu aus dem offiziellen Kirchenwesen (Heiligenlegende, Kirchen- und Kapellenbau, Prozession und Wallfahrt, Votivwesen, Totenkult, Bruderschaftswesen usw.) und nicht minder aus der privaten persönlichen Andacht, die sich in alter Zeit vor allem in einer Durchdringung des ganzen Lebens und Alltags und der Umwelt mit religiösen Sinnbildern und Zeichen ausgewirkt hat.

Echtes Schöpfertum — noch heute und l e b e n d i g ? Oder nur Zeugen vergangener Volkslebendigkeit und Zeichen, die wir wissenschaftlich ausdeuten und die uns zurückgeleiten mögen zu verlassenem Heimatboden voll verjüngender Kraft? Diese Frage klang wohl an — die Beantwortung kann fast gleichgültig sein, denn h e u t e haben wir im neuen deutschen Werden begreifen gelernt, daß alle Untergangsgläubigkeit und alle Spenglerei ein Verbrechen ist gegen unser bestes Selbst und gegen unsere deutsche und abendländische Sendung! Der letzteren Grundmotiv kam auch in Erlebnisform zum Bewußtsein da, wo man inmitten des überreichen Rohstoffs — z. B. beim Vortrag des Münchener Konservators Dr. Ritz — inne wurde, daß S a k r a l e s i m m e r T h e o z e n t r i e i s t und Gotthuldigung, gleichviel welches kreatürlich-stoffliche Mittel der gottsuchenden und gottdienenden Volksseele für den Ausdruck herhalten muß! Von dieser Intuition her kann die religiöse Volkskunde, die jetzt den Ansatz zu echter und wohlberatener Wissenschaft gefunden hat, auch ihre Legitimierung beziehen, wie Schreiber gelegentlich feinsinnig andeutete: W i r verlieren uns nämlich nicht in dieser vielschichtigen und vielgeschäftigen volkskundlichen Kleinarbeit, weil w i r d i e g r o ß e, u n i v e r s a l e, j a ö k u m e n i s c h e L i n i e h a b e n, in die alles eingebettet ist, d a e s d i e H e i l s o r d n u n g i s t, d i e h i e r i n s V o l k l i c h e a b s t r ö m t!

T h e o z e n t r i s c h e u n d c h r i s t o l o g i s c h e E l e m e n t e beherrschen die r e l i g i ö s e V o l k s k u l t u r letzthin!

Und weiterhin verlieren wir uns nicht ins Kosmopolitische und Internationale mit allem Arbeiten um die Volkskunde. Limburg selbst ist Symbol; in seinem Dom münden französische Linien ein, von Laon und Nojon her, und doch ist es völlig neue Hand, die baut und neue Ordnung, die ersteht, und Andernach mit dem rheinischen Strom lebt hier wieder auf. Also Physiognomie trägt dieser Dom, weil es gelang, das französische Motiv mit dem heimischen Boden zu vermählen und in volkliche Eigenkraft einzuschmelzen! So geht es mit allem — wieviel asiatisches Gut haben wir, die wir als Germanen christlich wurden, auf deutschem Boden in d e u t s c h e s Wesen eingedeutscht! Wir werden auch nicht zu übersehen versucht sein, daß bei aller schöpferischen Kraft auf religiösem Gebiete das Volk sich auch verlieren kann, wenn nicht eine normative Substanz hinzukommt, das Glaubensgut als Substanz festgehalten wird. Volksglaube ist nicht bloß ein Gebräu von Aberglaube und Magie. Diese Meinung gibt es. Aber sie übersieht, daß das Volk, auch wenn es seine Welt vom Primitiven her organisiert und dabei mal Nebenwege geht, doch immer wieder innerlich fühlt, daß es zurückkehren muß zu seiner eigenen Schwerkraft und zu seinen religiösen Gravitationsgesetzen! Das Beste an

Pietät und Größe in der deutschen Volkskultur und insbesondere in der Volkskunst stammt so doch wieder von der religiösen Idee her[3]!

* * *

So klang die Limburger Tagung aus in ein stolzes Erkennen und Bekennen unverlierbarer Grundzüge volklicher Wesensart — national bewußt und christlich-deutsch in echtem Görresgeist! Sie darf sich freuen, Neuraum erschlossen und Forschungsantrieb gegeben zu haben, die letztlich dem nationalen Wollen dienen, wenn sie auch zunächst der Forschung und Erkenntnis zugute kommen. Denn sie bestärken von der Erkenntnisseite her die volkskonservative Grundhaltung, die dem neudeutschen Menschen zum Wesensgesetz geworden ist! Kein geringerer als Görres selbst — in dem gewiß Erkennen und Wollen, der Geist mit aller Vitalität aus Blut und Boden in eins gewachsen war — hat uns aus seinem tiefen Wissen um die Stärken und Schwächen unserer deutschen Art zwei Mahnungen hinterlassen, die über allen Arbeitsstätten thronen müßten, allwo an deutscher Kultur geschafft wird:

> „Und wäre ganz Teutschland mit Ringelbahnen, von einem Ende zum anderen in allen Richtungen belegt, und flögen Dampfwagen zu Tausenden in ihm über Berg und Tal, arbeiteten die Hebel sich müde in allen Winkeln und wendeten sich um und um in allen seinen Straßen die Räder der Maschinen, was hülfe ihm das alles, hätte es in dem klappernden Mechanismus die innenwohnende Seele verloren!" Und wiederum: „Religion und Ethik stehen als Grundpfeiler in der Geschichte. Sie zieht hindurch, umspült sie, brandet an ihnen und reibt sie glatt, vermag aber nicht, sie zu erschüttern. Denn ihr Bau ist nicht Menschenwerk, sondern Gottes Anstalt, an dem die Zeit abgleitet und an dem alle ohnmächtigen Versuche des Angriffs zunichte werden!"

Fürwahr — kann man tiefer den Querschnitt der Gegenwart geben? Der Gegenwart, der die vollendetste Technik nicht hilft, wenn sie nicht Fahrzeug vertieften Geistes ist?

Dieser Einstellung, d. h. dem geistigen Vermächtnis des großen Patrioten, von dem sie sich den Namen gab, wird die Görres-Gesellschaft unverbrüchlich die Treue halten und in diesem Sinne ihren Beitrag stellen in den säkularen Umbruchprozeß der Gegenwart. Damit erfaßt sie und erfüllt sie ihre deutsche Sendung!

---

[3] In Limburg wurde auch das inzwischen erschienene „Jahrbuch für Volkskunde" dieser neuen Sektion vorgelegt, das mit überraschend reichen Gaben aufwarten kann („Volk und Volkstum". In Verbindung mit der G G hrsg. von Prof. Dr. G. Schreiber; bei Kösel-Pustet, 12,— RM). Darin hat u. a. Stonner die religionspädagogische Bedeutung der Volkstumskunde dargelegt, mit umfassender Heranziehung der Literatur und Herausschälung der neuen Aufgaben. Schreiber umreißt dann dort mit bekannter Stoffbeherrschung die Arbeitsaufgaben und Quellenkunde. Die Stoffe der Limburger Vorträge von Grentrup, Buchner, Hansel und Ritz finden sich dort, usw.